

V. C.
ANDREWS



Haus der
Schatten

Roman



Möglichkeit bot. Mama blieb bei mir, und Roy ging ins Wohnzimmer, um fernzusehen.

»Ich hoffe immer, dass es eines Tages nicht mehr so schwer für uns ist, Rain, aber anscheinend ändert sich nichts. Die erste Gelegenheit, die sich dir bietet, dieses Höllenloch zu verlassen, wirst du nutzen, hörst du?«

»Ich werde dich nie zurücklassen, Mama«, versprach ich.

»Aber sicher wirst du das, Schätzchen. Das sollst du doch. Ihr Kinder seid die Hoffnung.«

Sie legte mir den Arm um die Schultern und drückte mich an sich. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer. Nachdem ich fertig aufgeräumt hatte, wollte ich in unser Zimmer gehen, aber Roy kam an die Wohnzimmertür. Er hatte nicht wirklich ferngesehen, sondern den richtigen Augenblick abgepasst.

»Komm einen Augenblick herein, Rain«, bat er. »Was?«

»Komm herein«, sagte er entschiedener. Ich senkte den Kopf und ging ins Wohnzimmer.

»Ich muss noch Hausaufgaben machen, Roy.«

»Das kannst du auch. Aber erst will ich, dass du mir die Wahrheit sagst, Rain. Was ist heute passiert?«

»Oh, Roy, mach doch nicht noch mehr Ärger.«

»Ich befürchte, dass genau das passieren wird, wenn ich nicht alles weiß. Du lügst mich nicht an, Rain. Wir sagen einander immer die Wahrheit«, sagte er leise. Sein Blick ruhte auf meinem Gesicht – sanft, liebevoll, bittend.

»Beni hat sich von ihren Freundinnen überreden lassen, ins *Oh Henry's* zu gehen«, enthüllte ich. »Ich ging mit, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung ist, nur bin ich dann in Schwierigkeiten geraten.«

»Was für Schwierigkeiten?«

»Jemand namens Jerad drängte sich mir auf, seine Freunde umzingelten mich, und dann küsste er mich.«

Ich wollte ihm nicht alles erzählen. Ich sah, dass es schon reichte, dass ich geküsst worden war.

»Was passierte dann?«

»Ich rannte hinaus, Beni folgte mir, und wir kamen nach Hause. Das ist alles. Es wird nicht wieder vorkommen. Das verspreche ich, Roy. Wir gehen nie wieder dahin.«

»Jerad Davis?«

»Ja«, bestätigte ich.

»Er hat schon Leute umgebracht, Rain«, sagte Roy.

Mein Herz pochte so heftig, dass ich nach Luft schnappen musste.

»Wenn er je wieder in deine Nähe kommt, muss ich das wissen, hörst du?«

»Ja«, sagte ich und nickte.

»Beni wird unbändig«, sagte er und schaute in Richtung auf unser Zimmer. »Eines Tages wird sie noch in richtige Schwierigkeiten geraten. Ich will nicht, dass du immer hinter ihr herrennst. Sie zieht dich mit sich herunter.«

»Ich kann sie nicht im Stich lassen, Roy.«

»Du lässt sie nicht im Stich, aber wenn sie stur ist, lass nicht zu, dass sie dich herunterzieht«, warnte er. »Versprich es mir.« Er griff nach meiner Hand. »Versprich es

mir, Rain.«

»Ich verspreche es, Roy«, sagte ich. Seine Augen wurden wieder sanft.

»Gut«, sagte er. »Du bist zu gut für diese Gegend hier, Rain. Eines Tages muss ich dich hier rausholen.«

»Wir alle müssen hier raus, Roy.«

»Sicher«, sagte er.

Er starrte mich eindringlich an, verwirrt legte ich den Kopf schief. Er zwinkerte ein paar Mal, dann raffte er sich auf. »Mach jetzt deine Hausaufgaben«, sagte er wie ein älterer Bruder, »und versuch nicht wieder, etwas vor mir geheim zu halten.«

Ich lächelte ihn an, dann beugte ich mich vor und küsste ihn auf die Wange.

Er stand noch in der Tür und schaute hinter mir her, als ich die Zimmertür erreichte und mich umschaute. Sein Blick stöberte den kleinen Schmetterling in meinem Herzen auf, der auch Alarm schlug, wenn Jungen in der Schule oder auf der Straße mich anstarrten. Vielleicht spürte Roy auch die Flügel meines Schmetterlings, weil er sich rasch abwandte und verschwand.

Verwirrung brachte ebenso wie Lärm im Radio meine Gedanken durcheinander. Ich flüchtete mich in meine Hausaufgaben, dankbar für diese Ablenkung, die mich den Tag vergessen ließ.

KAPITEL 2

Durch dick und dünn

Weder Beni noch ich wussten davon, aber nachdem ich Roy erzählt hatte, was im *Oh Henry's* passiert war, überredete er Slim, dass er jeden Tag später zur Arbeit kommen durfte, damit er heimlich ein Auge auf uns haben konnte, wenn wir von der Schule nach Hause gingen. Er schlenderte hinter uns her und hielt sich dabei außer Sichtweite. Er hatte Slim versprochen, deswegen jeden Samstag eine zusätzliche Stunde umsonst zu arbeiten, aber davon erfuhr ich erst viel später.

Beni flirtete weiter mit Carlton Thomas, der sie ständig dazu überreden wollte, doch wieder ins *Oh Henry's* zu kommen. In der darauf folgenden Woche stritten wir uns deswegen heftig. Jeden Tag hatte sie schlechte Laune, weil ich mich weigerte, noch einmal ins *Oh Henry's* zu gehen. Es war ihr egal, ob ich sie begleitete, aber ich hatte ihr klipp und klar gesagt, dass ich nicht für sie lügen und es verheimlichen würde, dass sie dorthin ging, wenn Mama oder Roy mich fragten. Ich musste ihr auch sagen, dass Roy über das erste Mal Bescheid wusste.

»Warum hast du ihm denn was gesagt?«, wollte sie wissen.

»Er wusste, dass etwas nicht stimmte, Beni. Du weißt doch, wie Roy ist. Er hätte sowieso nicht nachgegeben, bis er es herausgefunden hätte, vielleicht von jemand anderem, und dann wäre er noch wütender gewesen«, erklärte ich.

Sie überlegte einen Augenblick.

»Er hat kein Recht, sich in meine Angelegenheiten einzumischen«, verkündete sie, aber einem Streit mit Roy, der zu einem noch schlimmeren Krach zwischen ihr und Mama führen würde, ging sie aus dem Weg.

Ich wusste, dass ihre Freundinnen sie hänselten, weil ich mich weigerte mitzumachen, und das machte sie nur noch wütender auf mich. Eines Nachmittags drängten Nicole und Alicia mich zwischen zwei Unterrichtsstunden auf dem Flur in die Ecke und schimpften mit mir, weil ich Beni den Spaß verdarb.

»Nur weil du so ein Snob bist, heißt das noch lange nicht, dass deine Schwester auch einer sein muss«, griff Nicole mich an.

Nicole war ein großes schlankes Mädchen mit einem harten Mund und großen Augen. Weil sie der Star des Mädchen-Basketballteams war, führte sie sich auf, als sei sie etwas Besonderes. Wenn sie wütend wurde, streckte sie dir das Gesicht entgegen, dass sich die Nasen praktisch berührten. Ihre war so spitz, dass sie aussah, als könnte sie dich damit erstechen. Sie war in zwei üble Kämpfe mit Haarereißern, Kratzen und Treten verwickelt gewesen und während der letzten Jahre ein halbes Dutzend Mal vom Unterricht suspendiert worden. Ich wusste, dass es eines Tages Ärger geben würde, als Beni sich mit ihr anfreundete.

»Man muss kein Snob sein, um es zu verabscheuen, ins *Oh Henry's* zu gehen«, erwiderte ich und versuchte dabei meine Angst zu verbergen. Sie sah aus, als wollte sie mich grün und blau schlagen, aber ich wich keinen Schritt zurück.

»Verabscheuen?« Sie klimperte mit ihren langen Wimpern und lächelte.

»Verabscheuen? Hast du das gehört, Alicia? Hast du ihre ausgefallenen Worte gehört?«

»Das ist kein wirklich ausgefallenes Wort, Nicole«, sagte ich und wollte gehen.

Sie packte mich am Arm, zerrte an mir und wirbelte mich herum. Ich ließ meine Bücher fallen. Einige der Jungen, die vorbeigingen, blieben stehen, um zuzusehen. Ihre Gesichter strahlten, weil sie sich auf einen weiteren Kampf freuten.

»Wage es ja nicht, einfach wegzugehen, Rain Arnold. Du bist nichts Besonderes.«

»Ich will nicht zu spät zum Unterricht kommen«, sagte ich, riss mich los und hob meine Bücher auf. Sobald ich meine Bücher beisammen hatte, lief ich den Flur entlang.

»Du bist doch nur eine frustrierte Ziege«, rief sie hinter mir her. Mein Herz klopfte wie ein winziger Hammer in meiner Brust. Ich hörte, wie die Jungen hinter mir lachten. »Du verdirbst deiner Schwester doch nur den Spaß, weil du eifersüchtig bist.«

Für den Rest des Tages und den größten Teil des nächsten spürte ich den Hohn, das Gelächter hinter meinem Rücken, sah das durchtriebene Lächeln auf den Gesichtern der Mädchen, die mit Nicole und Alicia zusammen waren. Beni saß in der Cafeteria mit ihnen zusammen und fing an, mich auch in der Schule zu schneiden. Sie sprach nur noch mit mir, wenn es absolut unvermeidlich war. Schließlich brach sie eines Tages, nachdem wir gerade nach Hause gekommen waren, ihr Schweigen.

»Wenn du einen Jungen mögen würdest, würde ich nicht drohen, dich in Schwierigkeiten zu bringen, Rain. Schöne Schwester«, murmelte sie.

»Genau das versuche ich zu sein, deine Schwester. Die ganze Bande taugt nichts, Beni. Wenn du weiter mit ihnen herumhängst, wirst du noch in große Schwierigkeiten geraten.«

»Das werde ich nicht. Ich habe meinen eigenen Willen«, sagte sie. »Du hast einfach Angst, erwachsen zu werden«, beschuldigte sie mich.

Sie saß auf ihrem Bett und schaute zu, wie ich eine Jeans und einen Pullover anzog. Lächelnd drehte ich mich um.

»Ich habe Angst, erwachsen zu werden? Wer hat dir denn diese alberne Idee in den Kopf gesetzt?«

»Lach mich nicht aus, Rain. Vielleicht bekomme ich nicht so gute Noten wie du, aber ich bin nicht dumm. Niemand muss mir Ideen in den Kopf setzen.«

»Ich habe nie behauptet, du seist dumm, Beni. Menschen geraten unter den Einfluss von anderen, und manchmal gibt man ihnen die Schuld, oder sie bekommen Schwierigkeiten, nur weil sie dort sind, wo üble Dinge passieren ...«

»Hör auf, mir Predigten zu halten«, rief sie. »Was bist du, eine Lehrerin?« Sie schnitt eine Grimasse. »Denkst du nie daran, mit einem Jungen zusammen zu sein? Du bist älter als ich und hattest noch nie einen richtigen Freund. Jeder sagt, du hältst dich für zu gut für irgendjemanden in unserer Schule. Sie nennen dich Fräulein Etepetete.«

»Das stimmt nicht. Ich habe nur noch niemanden gefunden, den ich genug mag oder von dem ich glaube, dass er mich genug mag«, protestierte ich.

»So? Mich mag jemand. Warum musst du es mir so schwer machen?«

»Ich mache es dir nicht schwer, Beni. Ich versuche dich zu beschützen.«

»Das höre ich ständig von dir und Roy.« Sie trat gegen den Tisch und verschränkte schmollend die Arme unter dem Busen.

»Du kannst etwas Besseres bekommen als Carlton Thomas«, sagte ich.

Ihre Augen blitzten.

»Er mag mich und ich mag ihn. Und er respektiert mich«, fügte sie hinzu.

»Sicher«, sagte ich. »Er respektiert dich. Jemand wie Carlton Thomas weiß überhaupt nicht, was das Wort bedeutet.«

»Oh, aber du weißt das natürlich. Du weißt alles«, sagte sie, und in ihren Augen funkelten Wut und Tränen. »Meine Freundinnen haben Recht in Bezug auf dich. Ich kann nicht mehr mit dir reden«, verkündete sie, ging ins Badezimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Hatte ich Unrecht? War ich zu pingelig, ein Fräulein Etepetete? Hatte ich Angst vor Jungen? Vielleicht hatten Mamas Warnungen eine zu drastische Wirkung auf mich. Ich wünschte, ich könnte über alles mit ihr reden, aber ich wusste, dass Beni noch wütender wäre, wenn ich irgendwelche Einzelheiten ihrer aufkeimenden Romanze enthüllte.

»Ich versuche nicht, dein Glück zu ruinieren, Beni«, sagte ich, als sie in die Küche kam. Sie hantierte herum, deckte mürrisch den Tisch. »Wirklich nicht«, sagte ich.

Sie knallte einen Teller so heftig auf den Tisch, dass er fast zerbrach, dann stemmte sie die Arme in die Hüften und drehte sich zu mir um.

»Okay, wenn es dir ernst damit ist, verdirb mir nicht mein Vergnügen«, sagte sie. »Ich möchte am Freitagabend zu Alicia gehen, um Carlton zu treffen. Sie gibt eine Party. Mama lässt mich nicht gehen, solange du nicht sagst, dass nur ein Haufen Mädchen sich treffen. Sie wird mich nicht dort übernachten lassen, wenn ich sie frage, aber dir wird sie glauben. Wirst du mir helfen oder nicht?«

»Du machst einen Fehler, Beni«, warnte ich.

»Wenn ich einen Fehler mache, ist es mein Fehler, nicht deiner, Rain. Also, hilfst du mir oder nicht?«

Sie schwieg einen Augenblick.

»Nun?«

»In Ordnung«, sagte ich, weil ich ihre Meckerei satt hatte. »Vielleicht ist es besser, wenn du es selbst lernst.«

»Gut.« Nachdem ich nachgegeben hatte, wurde ihre Begeisterung für die Vorbereitung des Abendessens größer.

»Aber halt dich vom *Oh Henry's* fern. Bitte«, drängte ich.

»Okay, aber Carlton meinte, Jerad hielt dich wirklich für hübsch«, enthüllte sie.

»Was meinst du damit?«, keuchte ich. »Warum habt ihr über mich geredet?«

»Ich erzähle dir doch nur, was Carlton gesagt hat. Jerad fand dich prima.«

»Lieber bekäme ich ein Kompliment von Frankenstein«, sagte ich.

Sie zuckte die Achseln.

»Jeder hier hat Angst vor Jerad.«

»Das macht ihn noch nicht zum Helden. Für mich wird er dadurch nur noch gefährlicher und widerlicher«, sagte ich.